

# Die St. Johanniskirche zu Dorpat,

ein interessantes Denkmal mittelalterlicher Baukunst.

---

## Eine Skizze

von

Mag. theol. Johannes Frey

Privatdozent an der Universität zu Dorpat.

---

Erweiterter Separatabdruck aus der „Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst“  
VII. Jahrg.

---

Mit einer Ansicht des Inneren der Kirche und 9 Textabbildungen nach Originalphotographien.

---

Der Reinertrag ist zum Besten des Restaurationsfonds der Kirche bestimmt.

---



Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht. 1902.





Nach e. Phot. von C. Schulz, Dorpat.

Inneres der St. Johanniskirche.

*Kirchengalerie*

# Die St. Johanniskirche zu Dorpat,

ein interessantes Denkmal mittelalterlicher Baukunst.



Eine Skizze

von

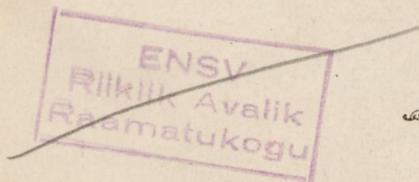
Mag. theol. Johannes Frey

Privatdozent an der Universität zu Dorpat.

Erweiterter Separatabdruck aus der „Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst“  
VII. Jahrg.

Mit einer Ansicht des Inneren der Kirche und 9 Textabbildungen nach Originalphotographien.

Der Reinertrag ist zum Besten des Restaurationsfonds der Kirche bestimmt.



Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht. 1902.

726.5 (474.2-21 Tartu)(09)

3 = 40.268

~~ERS~~  
~~FRSV~~

**ES** Fr. R. Kreutzwaldi  
nim. ENSV Riiklik  
Raamatukogu

8023

## Ein Geleitwort

an meine liebe St. Johannisgemeinde soll ich den folgenden Blättern auf Wunsch des mir befreundeten Verfassers mitgeben. Ich thue es mit herzlichem Dank dem Autor gegenüber, der durch sein liebevolles und sachkundiges Eingehen auf die an unserem althehrwürdigen Gotteshause zu Tage geförderten architektonischen und skulpturellen Schönheiten zugleich der in Angriff genommenen Restauration einen bleibenden Dienst geleistet hat. Mögen seine feinsinnigen Ausführungen und Erläuterungen zu den wohl gelungenen Abbildungen den schon vorhandenen Eifer für die Wiederherstellung auch dieses heimatlichen „interessanten Denkmals mittelalterlicher Baukunst“ erhöhen und in immer weiteren Kreisen ansachen helfen!

Sonderlich dir, meine liebe Gemeinde, muß es zu stolzer Freude gereichen, daß du dich im Besitz eines so würdigen Gotteshauses befindest. Dieser wertvolle Besitz legt aber gerade dir die unabweisliche Pflicht auf, mit allen Kräften dazu mitzuhelfen, daß unsere alte, liebe Johannis Kirche bald wieder in verjüngter Gestalt aus der Verwüstung erstehe, die böse Zeitläufte und geistesarme Geschmacklosigkeit über sie gebracht haben. Es ist in unseren Tagen ein lebensfrisches Regen auf dem Gebiet der kirchlichen Baukunst allüberall in den evangelischen Landen spürbar. Auch unsere Heimat ist von demselben nicht unberührt geblieben. Der in altem Glanze neuerstandene herrliche Dom zu Riga legt davon beredtes Zeugnis ab. Sollte uns dieser schöne Erfolg opferfreudigen Sinnes nicht zu verdoppeltem Eifer und Interesse für die Restaurierung unseres lieben Gotteshauses anspornen? Möge daselbe durch unsere vereinten Anstrengungen bald wieder in früherer Schöne hergestellt sein als ein bleibendes Denkmal aus vergangenen Tagen unserer teuren Heimat, als eine würdige Stierde für unsere gute, alte Stadt, als ein dauerndes Wahrzeichen evangelischen Gemeindebewußtseins und kirchlichen Sinnes für kommende Geschlechter!

**V. Wittrock,**

Oberpastor zu St. Johannis in Dorpat.

Dorpat, d. 30. März a. St. 1902.



# Die St. Johanniskirche zu Dorpat,

## ein interessantes Denkmal mittelalterlicher Baukunst.

Als einst vor vielen hundert Jahren hanseatische Koggen unter läubischer Flagge vom wehenden West getrieben die Wogen des deutschen Meeres durchfurchten, immer weiter und immer weiter, da hob sich vor ihnen aus den fluten eine waldige Küste. Der mächtige Strom, der hier seine Wasser ins Meer ergoß, bot einen günstigen Landungsplatz. Und als nun die kühnen Seefahrer ihre Anker geworfen, da drängte sich bald ein seltsam fremdsprachig Volk um die niegeschauten Fernlinge. Den mutvollen Kaufleuten folgten in das fremde Land bald — dem „Drang nach Osten“ folgend, der die großen Kolonisationsbestrebungen des Mittelalters gezeitigt hat, — kühne Männerscharen, die brachten nicht nur deutsche Ware in das neue Land, sondern auch deutsches Wort, das Wort vom Kreuz. Viel Feindschaft und Haß erntete der erste selbstlose Verkündiger des Evangeliums in diesem livischen Lande, der Augustinermonch Meinhard aus dem Kloster Segeberg in Holstein. Das romanische Kirchlein zu Ärküll (Meskola), noch heute wohl erhalten, ist das Denkmal seiner Wirksamkeit. Vergebens versuchte dann der Abt Berthold von Loccum das Werk fortzuführen; sein erster Sieg auf livländischem Boden brachte ihm den Tod.

Doch diesen Männern folgte ein Stärkerer. An den Ufern jenes Stromes gründete er ein machtvoll festes Bollwerk, die widerstrebenden Heiden zu bezwingen. Und noch mehr; eine kühne Ritterschar stellte sich ihm zur Seite, gerufen durch sein Wort, daß sie kämpfe für das Kreuz, das er in diesem Lande aufzurichten gekommen war, und das die Ritter darum selbst als Zeichen ihres Dienstes auf Mänteln und Schilden trugen mitsamt dem Schwert, das für solches Kreuz focht. Bischof Albert von Livland hieß der Mann, und jüngst vollendeten sich sieben Jahrhunderte, seit er die Stadt am Dünaflusse gegründet, die Stadt Riga, noch heute eine blühende Stätte deutschen Handels und deutscher Kultur. Und die Ritter mit dem Kreuze und dem Schwerte, die Schwertbrüder waren sie geheißten, ein Orden nach der Regel der Tempelherren. Unter ihrem Schutz und, als sie nach wenigen Jahrzehnten sich vereinigten mit dem mächtigen Orden, der das benachbarte Preußenland zu erobern gekommen war, unter dem Schutze dieser Ritter vom deutschen Hause wurden immer neue weite Länderstrecken der vordringenden Kultur erschlossen, und allenthalben stiegen im Lande die festen Burgen und Schlösser empor, über denen das schwarze Kreuz im weißen Felde stand, ein Zeichen des Sieges über das heidnische Land.

Jahrhunderte sind dahingegangen, versunken ist die Zeit jener Kämpfe und Siege der deutschen Ritter, durch welche weites Land deutscher Kultur gewonnen ward, die auch hier in reichem Emporblühen ihren Segen spendet. Von jenen fernen Zeiten reden aber noch heute zu uns zahlreiche großartige Denkmäler mittelalterlicher Kunstblüte. Trutzig und fest stehen die Mauern und Türme noch mancher Ritterschlusses, und hoch empor ragen die reichgeschmückten Kirchen mit ihren zum Himmel weisenden Türmen und Giebeln. Trotz der

---

Die photographischen Aufnahmen, nach denen die 9 Abbildungen dieses Artikels hergestellt sind, verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn livl. Generalsuperintendenten G. Wehrn. Die Abzüge sind von Herrn Photographen E. Schulz in Dorpat hergestellt worden.

Zerstörung in späteren Zeiten ist Livland noch reich an solchen Denkmälern alter Kunst, und es sind unter ihnen Werke von so hervorragender Bedeutung, daß es schier Wunder nimmt, daß sie noch so wenig bekannt und gewürdigt sind. Dort an den Ufern der Düna der weite Dom Bischof Alberts mit seinem schönen romanischen Kreuzgang und Kapitelsaal, heute in altem Glanze wiedererstanden aus der Verunstaltung und Vernachlässigung, in die pietätlose Gleichgültigkeit und roher Angeschmack früherer Jahrhunderte ihn hatten versinken lassen. Und dann in derselben Stadt Riga die mächtige Pfarrkirche zu St. Peter mit ihrem lichten gotischen Chor mit Umgang und Kapellentranz, nach dem Muster des französischen Kathedral-

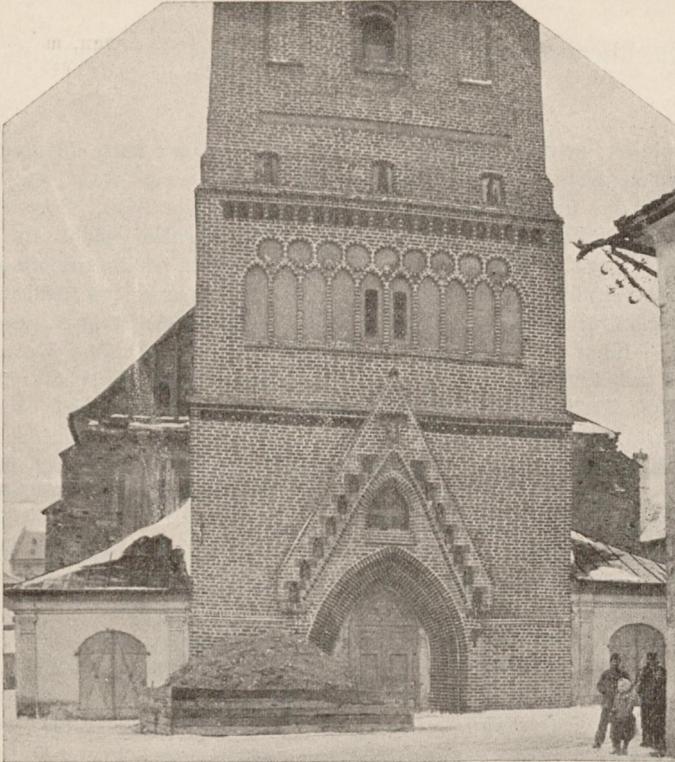


Fig. 1.

stiles, und den hohen schlanken Bündelpfeilern, die die leicht schwebenden Gewölbe mit ihren Rippenarmen tragen. Wie leicht schwingt sich auch der schlankte säulengetragene Renaissance-turm dieser Kirche in die Luft, dem Turm von St. Stephan in Wien an Höhe gleich. Und das ist nicht der einzige im Lande. Ihn übertrifft noch an Höhe der spitze gotische Helm des Turmes zu St. Olai in Reval, St. Stephan um 1 Meter noch überragend.\*) Und

\*) Es ist seltsam, daß diese Bauten unserer doch ursprünglich deutschen Reichslande im deutschen Mutterlande fast völlig unbekannt sind. Wo man von den höchsten Bauwerken der Erde liest, findet man Bauten aufgezählt aus Amerika und China und wer weiß noch von wo; aber von den Türmen zu Riga und Reval, die noch vor St. Stephan zu Wien rangieren, also zu den allerhöchsten gehören, weiß man nichts. In den Konversationslexicis von Meyer und Brockhaus sind die Maße zu hoch angegeben: St. Olai-Reval mißt nicht 145, sondern nur 139 Meter, und St. Peter in Riga nicht 140, sondern 137,5 Meter. Seltsamer Weise sind in der neuesten Auflage des Meyer trotz der Angaben in den Spezialartikeln (Reval, Riga) diese Türme in der zusammenfassenden Übersicht über die höchsten Bauwerke der Erde gestrichen!

nun in unserer Universitätsstadt, dem alten Bischofsitz Dorpat, der leider in Trümmern liegende gotische Dom mit seiner interessanten Choranlage, noch als Ruine ein imponierender, stolzer Bau. Diesen schönsten und größten Kirchen folgen noch viele andere in langer Reihe, die einen bemerkenswert durch ihre kühnen oder zierlich gegliederten Gewölbe, andere durch reichen Skulpturenschmuck u. s. w. In unseren Tagen hat sich wie in Deutschland so auch in Livland eine rege Restaurationsthätigkeit entfaltet, und seit Rigas Dom in seiner ganzen mittelalterlichen Schönheit wiederhergestellt worden ist, wird allenthalben im Lande für Erhaltung und Wiederherstellung der herrlichen Denkmäler alter Kunst, die wir als Erbe von unseren Vätern überkommen, Sorge getragen. Es sei mir gestattet, von solch einem Restaurationswerk heut zu berichten und damit die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ein interessantes Denkmal mittelalterlicher Baukunst zu lenken.

Inmitten der Stadt Dorpat erhebt sich ein stattlicher Backsteinbau, massig und schwer, ein Werk festen deutschen Bürgerfinnes. Es ist die alte Stadtpfarrkirche zu St. Johann. Aber wie kunstvoll belebt ist das starre Mauerwerk mit seinen weiten Flächen: nicht nur geschickt verwendetes glasiertes Kachelwerk ziert es, sondern auch ein reicher Skulpturenschmuck, so reich, wie er an Backsteinbauten sonst selten zu finden sein dürfte. Die Kirche stammt aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, ist aber manchen Zerstörungen und

dadurch veranlaßten Umbauten unterworfen gewesen. Sie ist ein dreischiffiger Bau mit breitem, überhöhtem Mittelschiff und schmälere Seiten Schiffen, die mit Kreuzgewölben überspannt sind. Der Chor setzt sich in der Breite des Mittelschiffes fort und ist aus dem Achteck geschlossen. Im Westen erhebt sich ein massiver Turm mit mächtigem Helm. Seine Höhe beträgt nach kürzlich angestellten Messungen ca. 61,5 Meter. Diese Westfront, der Turm und die an ihn sich anlehenden Giebelwände der Seitenschiffe sind es, die noch heute reichen Skulpturenschmuck aufweisen (Fig. 1), zum Teil erst jüngst unter verhüllender Kalkschicht entdeckt, ein Schmuck von hohem Interesse, der alle Beachtung verdient.



Fig. 2.

dem Turm wird von zwei Pilastern flankiert, welche mit fein skulptierten Kapitälern gekrönt sind. Sie tragen einen spitz aufsteigenden, mit glasierten Kacheln gedeckten Giebel, der in 15 mit Kleeblattbogen geschlossenen Nischen von 0,65 Meter Höhe und 0,58 Meter Breite Figuren von ca. 0,45 Meter Höhe enthält. Im spitzen Winkel unterhalb der obersten Nische befindet sich im Mauerwerk noch ein einzelner Kopf. Oberhalb dieses Portals zieht sich um den ganzen Turm ein Fries hin, gebildet aus vierblattartig geformten Nischen, die zierlich modellierte Medaillonköpfe enthalten (Fig. 3 bis 7). Dieser Medaillonfries erstreckt sich auch über den Giebel des nördlichen Seitenschiffes und wird wohl ursprünglich die ganze Kirche umzogen haben; an der Nordseite ist er kürzlich vollständig wieder aufgedeckt worden. Erhalten sind allein auf der Turmseite: am Seitenschiffgiebel 10 Köpfe, an der Nord- und Südseite je 12, an der Westseite 25, in Summa 59 Köpfe. Über diesem Fries erheben sich an der Westseite des Turmes 10 spitzbogig geschlossene Blendarkaden mit Kreisen in den Bogenwickeln, an der Nord- und Südseite sind je 4 gleich

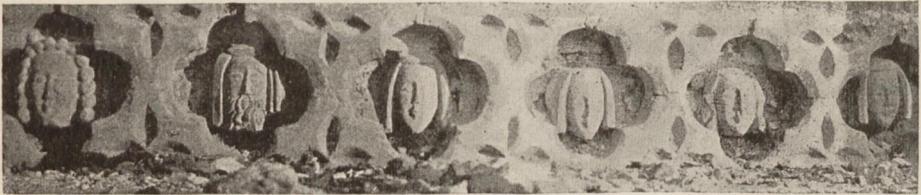
gestaltete Arkaden angeordnet. Über diesen zieht sich um den Turm wiederum ein Nischenfries. Diese Nischen, von fast den gleichen Dimensionen wie die am Portalgiebel, sind wie



a b c fig. 3. d e

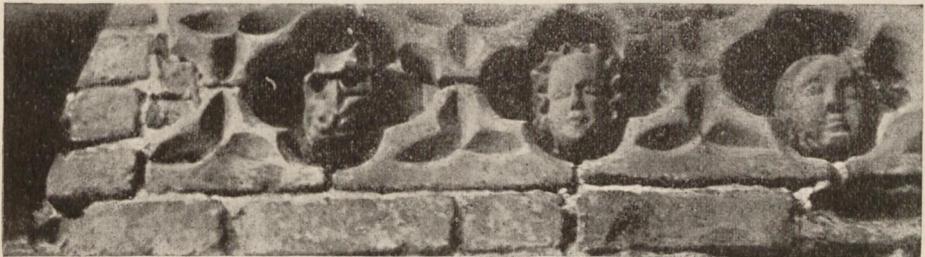
jene mit Kleeblattbogen geschlossen und enthalten gleichfalls Figuren (fig. 8, 9), die jedoch etwas kleiner sind als die am Portal, ca. 0,55 Meter hoch, daher auf Sockel von 0,10 Meter Höhe gestellt. Es sind ihrer je 22 an jeder Turmseite, in Summa 66 (die Ostseite des Turmes ist ohne Schmuck, da sich an sie das hohe Mittelschiff der Kirche anlehnt). Über diesem Nischenfries sind noch 3 größere gradbogig überwölbte Nischen angebracht, von denen die mittlere eine Bischofsfigur enthält (fig. 2); in den Seitennischen sind die Gestalten zweier Heiligen sichtbar.

Alle diese Figuren sind aus gebranntem Thon hergestellt und in das Mauerwerk eingelassen. Soweit sie nicht gewaltsam verstümmelt sind, sind sie vortrefflich erhalten, sodas die Arbeitstechnik noch deutlich an ihnen erkennbar ist. Dieser Zustand lässt auch erkennen,



a b c fig. 4. d e f

das die Zerstörungen an ihnen nicht von Verwitterung herrühren, sondern eben mit gewaltsamer Hand ihnen zugefügt worden sind. Bei den Portalfiguren, die fast alle mehr oder weniger stark lädiert sind, haben insbesondere die mehr hervorstehenden Teile gelitten; hier fehlt eine



a fig. 5. b c

Hand, dort auch ein Kopf, besonders Attribute oder Teile derselben sind weggeschlagen. Am meisten gelitten hat die Figur der obersten Nische, von ihr war nur ein Torso erhalten. In einer Maueröffnung wurde ferner eine heraldische Lilie gefunden, wie sie sich auch im

Wappen des Rigaer Domkapitels findet. Nach den Größenverhältnissen zu urteilen, wird sie vermutlich die Bekrönung des Portalgiebels gebildet haben, und dort hat sie auch jetzt wieder ihren Platz erhalten (vgl. fig. 1). Verhältnismäßig am besten erhalten sind die Köpfe des Medaillonfrieses. Dagegen sind die Figuren der oberen Mittelreihe zum Teil wieder stark verstümmelt; einige fehlten ganz und sind jetzt durch Nachbildungen ersetzt worden. Ebenso ist von den obersten 3 Figuren die in der rechten Seitennische stark lädiert (vgl. fig. 1).



a b c fig. 6 d e

Eine der Originalfiguren des eben genannten Nischenfrieses habe ich im Museum der bei der Universität bestehenden Gelehrten Estnischen Gesellschaft wiedergefunden, wo sie über 40 Jahre in Vergessenheit geruht hat. Beim Umbau eines Hauses in der Nähe der Kirche war sie in einer Tiefe von 9 Fuß gefunden worden, und zwar auf einer Unterlage von Fliesenplatten stehend, die unmittelbar über einem menschlichen Gerippe lagen. Eine von mir vorgenommene genaue Untersuchung und Messung hat ergeben, daß es nicht eine Nachbildung, sondern eine vom Turme der Kirche stammende Originalfigur ist, die als willkommener Grabschmuck Verwendung gefunden hat. Die Figur selbst ist wohl erhalten, nur ein Teil ihrer Unterlage ist zerbrochen. Dieser Befund läßt vermuten, daß sie nicht von ihrem ursprünglichen hohen Standpunkt herabgestürzt ist, sondern mit Menschenhand herausgeholt und herabgeholt.

Die mannigfache Kriegsnot, die das alte Dorpat heimgesucht hat, hat auch die St. Johanniskirche stark mitgenommen, und zu Zeiten hat sie, wie wir wissen, in Trümmern



a b c d e fig. 7. f g h

gelegen. Die ursprünglichen steinernen Gewölbe des Mittelschiffes sind überhaupt nicht mehr wiederhergestellt worden, und statt ihrer überspannt zur Zeit eine flache Holzdecke das Mittelschiff. Wie furchtbar das Feuer in der Kirche gewütet hat, das zeigen die Innenmauern des Turmes noch heute aufs Deutlichste: die Ziegel sind von der an ihnen wie in einem Ofen emporlodernden Glut völlig glasiert worden, und starke Risse in dem Mauerwerk sind wohl zum Teil auch hierauf zurückzuführen. Inwieweit bei diesen Katastrophen auch die Figuren an der Turmfassade gelitten haben, ist nicht festzustellen.

Noch einer anderen Gefahr sind sie ausgesetzt gewesen. In der Reformationszeit haben auch in Dorpat die Bilderstürmer gewütet und im Inneren der Johanniskirche, wie uns die *Historia belli livonici* des Tilmann Bredenbach berichtet, Altar, Bilder



solchen Angriffen ja auch am meisten exponiert war, steht zu vermuten, daß auch im Juni 1590 die Figuren am Portal zu Schaden gekommen sind.

Demgemäß bleibt fraglich, ob die Figuren am Turm, die wir gegenwärtig dort sehen, alle noch die ursprünglichen sind, oder ob sie nicht — wenigstens ein Teil — bei späteren Restaurationsarbeiten eingesetzt worden sind. Von einer Restauration der Kirche wissen wir nur aus dem Jahre 1719; es ist jedoch möglich, daß auch nach den obenerwähnten Beschädigungen Restaurationsarbeiten (also schon vor 1719) vorgenommen worden sind. Licht hierüber kann nur eine eingehende Untersuchung verbreiten, die insbesondere auch das Kostüm und namentlich die Haartracht an den Figuren berücksichtigt. Auffallend ist nämlich bei manchen Figuren — und es sind ihrer nicht wenige — die an die Allongenperücken des 17. Jahrhunderts erinnernde Bildung des Haares, namentlich bei Köpfen des Medaillonfrieses (Fig. 3d, 4a, 6b, 7g). Daß hier nicht etwa nur die herabhängende Lockenfülle, wie man sie im Mittelalter zu Seiten getragen hat, in unvollkommener Weise wiedergegeben ist, beweist der Umstand, daß dicht neben Köpfen, welche die Allongenperücke zu tragen scheinen, solche stehen, die deutlich mit lang herabfließenden Locken geschmückt sind (vgl. Fig. 6b und c). Außerdem scheinen bei einzelnen Köpfen wirkliche Perücken erkennbar zu sein, ein dem Mittelalter unbekannter Kopfsputz (z. B. Fig. 6b). Handelt es sich wirklich um Allongenperücken, so würde das vielleicht für die Restauration von 1719 sprechen. Während die meisten Gesichter bartlos erscheinen, findet sich im Medaillonfries hier und da ein bärtiges Gesicht, und zwar mit sehr eigentümlicher charakteristischer Bartracht (Fig. 3b, 4b, 6c). Andere Figuren, besonders im Nischenfries, zeigen wiederum einen durchaus der mittelalterlichen Tracht entsprechenden Kopfsputz (z. B. Fig. 8b).

Interessante Parallelen zu dem Medaillonfries finden sich nicht selten an Bauten der Renaissancezeit, z. B. am sog. Kaiserhaus im Langenhagen in Hildesheim, dessen Bauzeit auf 1589 angegeben wird, auch an manchen Privathäusern in Lübeck. Letztere sind mit ganz ähnlichen Medaillonköpfen aus Thon verziert, wie wir sie an der St. Johanniskirche zu Dorpat sehen, freilich in anderer Umrahmung. Im 16. Jahrhundert blühte diese Industrie in Lübeck, und die Verbindung zwischen dieser Stadt und Livland ist allezeit eine rege gewesen. Gar oft sind lübische Meister in Livland thätig gewesen, und manches Kunstwerk aus ihrer Hand ist erhalten. Doch diese Beobachtungen genügen selbstverständlich noch nicht zu sicherer Datierung der Köpfe an der Kirche.

Eine viel größere Gefahr, als der rasch vorüberauschende Sturm der Reformationszeit war, erstand für den künstlerischen Schmuck unserer Kirchen in der Restaurationszeit um die Wende des 18. Jahrhunderts, und auch die Dorpater St. Johanniskirche hat unter derselben zu leiden gehabt. Ohne eine Spur von Sinn und Verständnis für die aus früheren Zeiten überkommenen Kunstdenkmäler und ihren Wert wurde systematisch alles vernichtet, was irgend vernichtet werden konnte, bezw. schön gleichmäßig übertüncht, daß nur ja nichts mehr von dem unnützen Bilder- und Skulpturenschmuck das Auge beleidige. So heißt es z. B. in einem Sitzungsprotokoll der Domkirchenverwaltung in Riga vom 5. Dez. 1786, daß nunmehr die Ausweisung des Domes völlig beendet und vom Ältesten Ehlers mit allem Ruhm besorgt wurde, und dann wird ihm für die zur Zufriedenheit des Publici besorgte Ausweisung und Reparatur der Kirche der verbindlichste Dank abgestattet. Diese beliebten Ausweisungen haben uns eine Menge Kunstdenkmäler geraubt und die Kirchen gar arg verunstaltet. Nicht nur die alten schönen Wand- und Deckenmalereien, von deren ehemaliger Existenz und Schönheit manche kürzlich entdeckte Spuren Zeugnis ablegen, haben dadurch ihren Untergang gefunden; bei derselben Gelegenheit wurden auch andere Denkmäler wie Grabsteine und skulptische Verzierungen aller Art zerstört oder entfernt und als altes Gerümpel dem Verderben geweiht. Selbst das Grab des ersten livländischen Bischofs im Dom zu Riga wurde nicht geschont: die die Grabnische schmückenden zierlichen gotischen Maßwerkverzierungen wurden weggehauen, und der Grabstein selbst wäre auch verschwunden, wenn er nicht einen Retter gefunden hätte in dem unermüdlchen livländischen Historiker Joh. Chr. Broze, dessen Sammelleiß wir die Erhaltung vieler alter Denkmäler, wenigstens in Beschreibung und Zeichnung, verdanken.

Wie wenig schonend man bei solchen Reparaturen und Ausweisungen verfuhr, davon redet unsere St. Johanniskirche eine gar vernehmliche Sprache. Nicht nur wurden an der Kirche durchgreifende Neubauten vorgenommen, dabei die Chorfenster teilweise vermauert und die Langhausfenster erweitert, die Pfeiler umgestaltet u. dgl. mehr, sondern auch die Figuren am Portal und vielfach an den Mauern übertüncht und die Nischen verschmiert. Letzteres geschah so gründlich, daß man bis auf unsere Tage keine Ahnung von deren Existenz hatte, und nur an den Kapitälern der das Portal flankierenden Pilaster waren die Konturen der unter der dicken Kalkkruste verborgenen Blatt- und Figurenornamente undeutlich sichtbar. Die Reste des Medaillonfrieses an der nördlichen Seitenschiffaußenwand ließen noch kürzlich diesen alles übertünchenden Eifer deutlich erkennen. Ein Teil des Frieses war hier unter der begrabenden Tünche verborgen, und nur in schwachen Umrissen waren noch einzelne Köpfe sichtbar. Bei Anlage der Pultdächer der Seitenschiffe ist auch mit dem im Norden an den Turm sich anlehenden Giebel gar rücksichtslos verfahren worden, sofern die denselben verzierenden Blendarkaden schonungslos verstümmelt und verkürzt worden sind (vgl. Fig. 1).

Von hohem Interesse sind insbesondere die Figuren an der Turmfront der Kirche. Was ihre Deutung anlangt, so ist ein Urteil bei der starken Verstümmelung derselben sehr schwierig. Betreffs der Portalfiguren ist zunächst vor allem zu beachten, daß sie nicht alle 14 — die oberste, 15., ist jedenfalls eine besondere, für sich in Betracht kommende — gleich gebildet sind, sondern daß 12 von ihnen auf Thronen sitzende Gestalten darstellen, während die beiden obersten Gestalten in anbetender Stellung knieen; es ist also eine Gruppierung von 12 + 2. Die Zwölfzahl der Figuren läßt von vornherein vermuten, daß die 12 Apostel dargestellt sind, und diese Vermutung wird zur Gewißheit, wenn man beachtet, was an Attributen noch erkennbar ist.

Faßt allen (9) Gestalten ist als Attribut ein Buch beigegeben, 6 haben neben dem Buch noch ein anderes Attribut, 3 nur ein Buch, 3 sind ohne Buch, aber mit anderen Attributen ausgestattet. Eben dieses Vorkommen doppelter Attribute, des Buches und eines anderen, weist auf Apostelfiguren, da diesen ursprünglich nur das Buch beigegeben war, und erst allmählich andere Attribute aufgenommen, aber noch längere Zeit neben dem Buch stehen, ehe sie dasselbe gänzlich verdrängen.

An der Spitze stehen Petrus und Paulus, kenntlich am Schlüssel und Schwert. Daß eben Paulus durch das Schwert gekennzeichnet sein soll, und nicht etwa Jakobus der Ältere oder Matthäus, deren Attribut auch häufig das Schwert ist, zeigt die Stellung an der Spitze. Als zweites Paar folgen Johannes, erkennbar an dem Kelch, und sein Bruder Jakobus der Ältere. Daß dieser hier gemeint ist, dafür spricht nicht nur die Stellung neben seinem Bruder, sondern auch die Haltung der Figur. Sie stellt nämlich eine bärtige Gestalt dar: auf dem Haupte ein Hut, in der linken Hand ein Buch. Das Attribut in der Rechten ist verschwunden, die Haltung dieser Hand an der Schulter läßt jedoch erkennen, daß sie einen langen, bis zum Fuße reichenden Stab od. dgl. gehalten haben muß. Da nun Jakobus der Ältere häufig mit Pilgerstab und Hut erscheint, so werden wir in dieser Figur eben diesen Apostel zu erkennen haben.

Die nächste Figur zeigt in der Rechten ein Kreuz, und zwar in der Form der *crux immissa*. Eben deshalb ist fraglich, ob mit dieser Figur Andreas oder Philippus gemeint ist. Erst die spätere Zeit unterscheidet die beiden Apostel durch verschiedene Kreuzformen, indem dem Andreas ein y förmiges, *furca* (Y), oder schräges, die *crux decussata* (X), beigegeben wird, dem Philippus ein t förmiges, die *crux commissa* (T). Daß nicht letzterer, sondern Andreas an dieser Stelle gemeint ist, läßt sich nur aus der Stellung als fünfter in der Reihe schließen. Meist folgt Andreas unmittelbar auf Petrus und Paulus, während Philippus viel weiter unten seinen Platz hat. Hier hat Andreas seinen Platz dem Johannes abtreten müssen, der als der Titelheilige der Kirche gleich nach den Apostelfürsten angeordnet wurde, und steht selbst nun an 5. Stelle. Ihm gegenüber sehen wir eine Figur mit dem Buch in der Linken und einem leider verstümmelten Gegenstand in der Rechten. In diesem könnte man entweder die den Judas Thaddäus kennzeichnende Keule oder das Messer des Bartholomäus erkennen. Da ich aus gleich anzuführenden Gründen den Thaddäus für eine

andere figur in Anspruch nehmen muß, so halte ich dafür, daß jenes Attribut als Messer zu deuten ist und somit diese figur als Bartholomäus.

Schwierigkeiten bereitet auch das nächste figurenpaar. Die figur links hält in der Linken einen knüttelartigen Gegenstand, an dem die Ustansätze noch sichtbar erscheinen. Dieses führt auf Jakobus den Jüngeren, der nach der Legende bei seiner Steinigung, der er nicht gleich erlag, von einem Walker mit einem Walkerbaum oder einem Knüttel erschlagen wurde. Die gegenüberstehende figur hält in der Linken wieder das Buch; von dem Attribut in der Rechten ist nur ein Rudiment erhalten, das wie ein kurzer Stab aussieht, der aber jedenfalls nicht bis zu den Füßen reicht. Kann es aus diesem Grunde nicht als Hellebarde oder Lanze gedeutet werden, so bleibt nur übrig, es als ein Stück von einem Winkelmaß anzusehen, dem Attribut des Thomas. Es könnte freilich auch der Griff eines Beiles sein, und dieses würde den Matthäus bezeichnen, aber auch diesen Apostel muß ich für eine andere figur in Anspruch nehmen.

Was nun die letzten 2 figurenpaare anlangt, so weisen die vorletzte figur links und die letzte figur rechts keine besonderen Attribute auf, nur das Buch. Dasselbe ist auch bei der letzten figur links der fall, jedoch hält diese figur ein aufgeschlagenes Buch in den Händen. Da ein solches häufig auf das Evangelium hinweist, so werden wir in dieser figur Matthäus erkennen dürfen, da dieser neben Johannes der einzige Evangelist unter den Aposteln ist. Schwierigkeiten besonderer Art bereitet die vorletzte figur rechts. Außer einem Buch-Torso ist (in der rechten Hand) noch ein viereckiger kleiner Gegenstand erkennbar, der jedes Versuchs, das Rudiment irgend eines der bekannteren Apostelattribute darin zu erkennen, spottet. Auf die vielleicht richtige spur führt uns ein Bild zu St. Ursula in Köln (von 1224). Hier hält Judas Thaddäus Steine in der Hand, weil er nach einer Tradition von heidnischen Priestern gesteinigt worden sein soll. Ein solcher den Thaddäus kennzeichnende Stein dürfte das rätselhafte Attribut unserer figur sein. Sonst erscheint Judas Thaddäus gewöhnlich mit einer Keule oder Hellebarde. Da aber keine figur hierauf deutbare Attribute erkennen läßt, so erscheint die ausgesprochene Vermutung als nicht unbegründet. Da endlich, wenn Paulus in der Reihe der Zwölfe erscheint, meist Matthäus fehlt, so müssen die beiden noch ungedeutet gebliebenen figuren (vorletzte links und letzte rechts) die Apostel Philippus und Simon von Kana darstellen; und zwar möchte ich gemäß der üblichen Reihenfolge dem Philippus den Vortritt gewähren, ihn also in der vorletzten figur links und demgemäß den Simon in der letzten rechts erkennen. Wir erhalten somit folgende von der gewöhnlichen in Manchem abweichende Reihenfolge:

	Petrus	Paulus	
	Johannes	Jakobus d. A.	
	Andreas	Bartholomäus	
	Jakobus d. J.	Thomas	
Philippus			Judas Thaddäus
Matthäus			Simon v. Kana.

Sind nun in den 12 auf Thronen sitzenden Gestalten die 12 Apostel zu erkennen, so wird die oberste Nische zweifelsohne die Gestalt des Heilandes enthalten haben. Möglich wäre allerdings auch, daß die oberste figur eine Madonna mit dem Jesuskind dargestellt hat; dagegen spricht jedoch der Torso, der in dieser Nische enthalten war. Er zeigt den unteren Teil einer sitzenden, mit einem faltigen Gewande umhüllten Gestalt, etwa bis zu Brusthöhe. So viel ich urteilen kann (mir liegt zur Zeit nur eine Photographie vor), müßte, wenn es sich um eine Madonna handelte, von den Armen mehr zu sehen sein. Deshalb glaube ich, diese figur für einen Christus in Anspruch nehmen zu müssen; und zwar meine ich, wird die Haltung der Hände so gewesen sein, daß die eine zum Segnen (od. Lehren) erhoben war, während die andere auf der Brust ruhte. In diesem Sinne ist auch der Torso in Riga ergänzt worden. Die beiden Gestalten in anbetender Stellung, die die beiden obersten Nischen zu den Seiten der Mittelnische enthalten, sind, da die eine ein männliches Gesicht mit Bart, die andere ein bartloses Gesicht zeigt und fraglos eine weibliche Gestalt

ist, entweder als Joseph und Maria oder als irgend welche Heilige zu deuten; eine nähere Bestimmung wird durch das Fehlen jeglicher Attribute unmöglich gemacht.

Der gleiche Mangel macht sich bei den Figuren oberhalb der Blendarkaden geltend (Fig. 8 u. 9). Eine große Zahl von ihnen ist mit Kronen ausgestattet. Da solche keinesfalls nur fürstliche Abkunft bezeichnen, sondern häufig als Zeichen des Sieges oder Lohnes den Heiligen ohne Rücksicht auf ihren Stand beigegeben sind, so ist aus ihnen nichts zu erschließen. Auch die Spruchbänder, die alle Figuren dieser Reihe in den Händen halten, geben keine näheren Anhaltspunkte, da ihnen jegliche Inschriften fehlen. Auf eine Näherbestimmung dieser Figuren muß ich daher zunächst verzichten.

Das Gleiche gilt von den Köpfen des Medaillonfrieses (Fig. 5–7). Im Gegensatz zu den letztgenannten Figuren, die — auf Fernwirkung berechnet — nur grob aus dem Thon herausgeschnitten sind, erscheinen diese Köpfe verhältnismäßig fein modelliert und deutlich ist an ihnen ein Streben des Künstlers nach Charakterisierung und Individualisierung sichtbar, sodaß man fast auf die Vermutung kommen könnte, es handle sich hier um Porträts (vgl. bes. Fig. 3b, e; 4b; 5b, c; 6b, c, d). Die Verschiedenheit der Kopfbedeckung sowie der Haar- und Barttracht und auch mitunter der Gesichtszüge scheint für diese Vermutung zu sprechen, insbesondere aber auch der Umstand, daß am Giebel des nördlichen Seitenschiffes die vom Turme am weitesten entfernte Nische einen Katzenkopf enthält (Fig. 5a). Ob letzterer nicht einer launigen Bosheit des Künstlers sein Dasein verdankt? Andererseits spricht aber dafür, daß es sich auch hier um Heiligenbilder handelt, die Auszeichnung eines Teiles dieser Köpfe durch Kronen. Der vermeintliche Katzenkopf dürfte dann eine Teufelsmaske sein. Die Kronen sind jedoch nicht so zahlreich vertreten, daß es sich hier nicht auch um „gekrönte Häupter“ handeln könnte. In diesem Falle dürften historische Persönlichkeiten, sei es der biblischen, sei es der zeitgenössischen oder Landesgeschichte angehörige, gemeint sein. Für die letztgenannte Möglichkeit spricht der Umstand, daß ganz besondere Haar- und Barttrachten und Hutformen zur Anwendung gelangt sind, wie die an die slavische Warägermütze erinnernde Form bei zwei Köpfen an der Südseite des Turmes (Fig. 7a, f), ferner die überaus charakteristischen Gesichtszüge der Köpfe am nördlichen Seitenschiffgiebel (Fig. 5) und auch einzelner am Turm.

Was endlich die obersten 3 Figuren anlangt, so erscheint mir fraglos, daß die Mittelfigur im Bischofsornat (Fig. 2) einen zum Bau der Kirche in Beziehung stehenden Bischof darstellt, sei es den Begründer oder den Erbauer oder den Vollender der Kirche. Die beiden Figuren rechts und links, von denen die eine leider stark verstümmelt ist, stellen dann 2 Heilige dar, vermutlich die Schutzpatrone der Kirche. Da keine Attribute erhalten sind (nur Spruchbänder ohne Inschrift), so ist eine Näherbestimmung derselben nicht möglich.

Schwierig ist die Deutung des einzelnen Kopfes über dem Fenster unter dem Portalgiebel. Daß eine historische Persönlichkeit gemeint ist, die zum Bau in irgend welcher Beziehung stand, etwa der Erbauer oder der Restaurator des Portals, wird durch die Krone unwahrscheinlich gemacht. Eher dürfte der Schutzpatron der Kirche auch hier noch eine Stelle gefunden haben. Gegen letztere Vermutung sprechen weder die charakteristischen Gesichtszüge noch die Haartracht; denn es ist oft genug vorgekommen, daß bei Donationen — und um eine solche kann es sich ja etwa auch bei einer Restauration des Portals gehandelt haben — auf dem Denkmal der Schutzpatron der Diözese oder auch des Stifters mit den Gesichtszügen des Donators dargestellt wurde. —

In Angriff genommen ist zunächst die Wiederherstellung des Turmes und der beiden Seitenschiffgiebel, welche sich an den Turm anlehnen. Damit wird von Westen eine Schaufläche geboten, die aller Bewunderung wert ist.

Mit diesem Projekt ist aber auch den beiden unschönen Schuppen, welche gegenwärtig den Turm flankieren (vgl. Fig. 1) und von denen der eine erst vor wenigen Jahren errichtet worden ist, das Todesurteil gesprochen, und das ist gut so. Solange nur der eine Schuppen an der Südseite vorhanden war, war die Sache nicht so schlimm. Es ist nämlich eine bei den mittelalterlichen Kirchenbauten längst beobachtete Thatsache, daß eine gewisse absichtliche Asymmetrie zu konstatieren ist. Durch diese sollte das Bauwerk in einen organischen Zusammenhang

mit seiner Umgebung gebracht werden; denn das Auge des Beschauers pflegt unwillkürlich beim Anblick eines Kunstwerks nach den symmetrischen Theilen zu suchen und schweift, wenn es diese nicht findet, weiter, so daß es genötigt wird, auch das Nebenstehende in den Blick hineinanzuziehen und es mit dem Kunstwerk zu einem Bilde zu vereinigen. Umgekehrt wird das Auge bei streng symmetrischer Anordnung zum Haftensbleiben eingeladen, und der Blick pendelt nun unwillkürlich zwischen den symmetrischen Theilen — in unserem Fall den beiden Schuppen zu Seiten des Turmes — hin und her; auf diese Weise werden diese Teile erst recht sichtbar und auffallend, während der ohne symmetrisches Gegenstück angelegte eine Schuppen eben wegen des Fehlens seines Gegenstückes leichter übersehen wurde. Ein rein symmetrisch angelegtes Gebäude hebt sich demgemäß, als ein geschlossenes Ganzes für sich allein in Betracht kommend, von seiner Umgebung ab. Solches ist beim antiken säulenumstellten Tempel, wie bei dem aus der Wiedergeburt der Antike hervorgewachsenen Renaissancepalast durchaus beabsichtigt und berechtigt. Anders steht es mit der mittelalterlichen Kirche, die, eng verwachsen mit der sie umgebenden Stadt und deren Geschichte, von ihrer Umgebung nicht losgelöst erscheinen, sondern als ein Teil des Ganzen, wenn auch alles beherrschend und überragend, gemeint und demgemäß verstanden sein will. Es ist deshalb auch verkehrt, nach einer allseitigen Freilegung mittelalterlicher Kirchen zu streben; damit raubt man ihnen einen ihrer schönsten Reize. Sehr richtig hat in Sachen der Freilegung der Lorenzkerkirche zu Nürnberg das bayerische Ministerium entschieden: „Die mittelalterlichen (gotischen) Kirchenbauten waren in ihrem ganzen organischen Aufbau keineswegs für eine Freistellung berechnet. Die damaligen Baumeister wußten es wohl zu würdigen, daß ein teilweises Verstecken des Bauwerks hinter die Häusermassen der Umgebung und nur ein beschränktes Sichtbarlassen einzelner bevorzugter Teile eine Steigerung der Wirkung des nach oben gerichteten Strebens der Bauformen hervorrufen und die Spannung des Beschauers erhöhen mußte, wenn hier nicht das Ganze auf einmal, sondern Schritt für Schritt bei allmählichem Nähertreten zur Bewunderung geboten wurde.“

Gelten diese auf einen der so reichgegliederten süddeutschen Prachtdome bezüglichen Sätze nun aber auch von den schlichten norddeutschen Ziegelrohbauten des Übergangsstils und der Frühgotik, zu denen auch unsere Johanniskirche gehört? Die beste Antwort auf diese Frage giebt die herrliche Marienkirche in Lübeck, die gerade von der Marktseite gesehen, wo sie über das Rathhaus und seine Nachbarbauten emporragt, oder vom Turme der Peterskirche gesehen als der alles beherrschende Mittelpunkt der Stadt überaus malerische Ansichten gewährt. Ähnlich ist's auch mit unserer Johanniskirche. Sowohl der Blick aus der Quappen-Straße als von der Johannis-Straße gewährt ihr einen ganz besonderen Reiz, wenn sie in beiden Fällen noch halb verdeckt von den umstehenden Häusern ist. In diesen hat das Auge zugleich einen Maßstab zur Beurteilung der Größenverhältnisse, und unaufhaltsam wird der Blick dann emporgezogen in die Höhe an den sich aufschwingenden Linien des gotischen Baues. In dieser doppelten Erscheinung, der engen Zusammengehörigkeit mit seiner Umgebung und seinem sich Emporschwingen über dieselbe, liegt die malerische Wirkung, welche solch ein gotischer Bau einem Städtebilde verleiht. Ebendeshalb, um solche Wirkung zu erzielen, muß jedenfalls der eine der beiden Schuppen an der Johanniskirche fallen; es würde der Kirche aber auch nur zum Vorteil gereichen, wenn, wie projektiert, alle beide verschwänden. Auf diese Weise würden vor allem die emporsteigenden Baulinien an der Westfassade erst zu voller Geltung gelangen; und daß die Kirche damit nicht losgelöst würde von ihrer Umgebung, indem ihr eine zu große Symmetrie verliehen würde, diesen Dienst würde ihr zur Genüge der dann erst wirklich deutlich in die Erscheinung tretende südliche Anbau der Lübschen Kapelle leisten, der das symmetrische Gegenstück an der Nordseite fehlt.

Eine weitere Freilegung der Kirche wäre, abgesehen davon, daß solches kaum durchführbar ist, nicht mehr von Nöten. Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß ein gotischer Bau wie die Johanniskirche keineswegs wie ein Renaissancebau vor sich ein freies Sehfeld erfordert, einen so großen Platz, daß für den Beschauer ein Standpunkt möglich ist, von dem aus man das Ganze gleichzeitig ins Auge fassen kann. Und daß gerade auch die Johanniskirche auf eine solche Fernwirkung nicht berechnet ist, wird insbesondere noch deutlich

an der Gestaltung der obersten drei Figuren am Turm. Diese sind nämlich durchaus auf ein Beschauen von einem Standpunkt unterhalb derselben, also in der nächsten Nähe des Turmes, berechnet, indem der untere Teil der Figur auffallend in die Länge gezogen ist und in keinem Verhältnis zum Oberkörper zu stehen scheint, ein Mißverhältnis, von dem man aber, von unten emporblickend, nichts wahrnimmt; im Gegenteil, da erscheinen die Figuren durchaus korrekt gebildet zu sein, — eine Wirkung, die bei wirklich richtigen Verhältnissen nicht zu erzielen gewesen wäre.

Mit der Wiederherstellung der Turmfassade ist aber nur ein Anfang gemacht worden, und neue große Aufgaben harren des Weiteren noch ihrer Erfüllung. Wiederherstellung des Chorbaues und seiner alten Fenster, Höherführung des Mittelschiffes und Überwölbung desselben, eventuell auch noch eine Wiederherstellung des Turmes in seiner ursprünglichen Höhe, — alles das sind Aufgaben, die der Zukunft noch aufbehalten bleiben. Möge das begonnene Werk nicht ins Stocken geraten und auch unsere alte Kirche in neuem Glanze er stehen, wie das dem Rigaer Dome beschieden gewesen ist. Und mögen Liebe und Begeisterung für das schöne und große Werk auch allezeit dem Baufonds die nötigen Mittel zufließen lassen, — das wäre ein schönes Zeugnis für den kirchlichen Sinn der Bewohner unserer guten alten Stadt, der sich bewußt bleibt des Wertes des von den Vätern überkommenen Erbes und in pietätvoller Weise es erhält den kommenden Geschlechtern.

---

# Monatschrift

für

## Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von

**Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend**

Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis des Jahrgangs 6 Mk., zusammen mit dem „Correspondenzblatt des evang. Kirchengesangsvereins für Deutschland“ 7 Mk. Umfang der Arn. ca. 32 S. Leg.-8° mit Abbildungen und Musikbeigaben. Einen vollständigen Jahrgang liefert jede Buchhandlung zur Ansicht, **Probe-Nummer kostenfrei.** — Post-Zeitungspreisliste Nr. 5079, Ausgabe mit Correspondenzblatt: 2. Nachtrag Nr. 5079a.

Rasch und sicher hat sich diese Monatschrift eingebürgert. Von allen Seiten wird der Reichtum ihres Inhalts rühmend hervorgehoben und ihr vornehmstes Ziel, den Sinn für gottesdienstliches Leben in den Gemeinden zu beleben und zu stärken, hat sie anerkanntermaßen namentlich da erreicht, wo sie nicht nur bei den Pfarrern, sondern auch im Kirchenchor und im Kirchenvorstand verbreitet ist.

„Unter den vielen Zeitschriften, welche der Förderung einzelner Zweige des kirchlichen Lebens dienen, nimmt die „Monatschr. f. Gottesdienst und kirchl. Kunst“ insofern eine ganz besondere Stellung ein, als an Gediegenheit ihrer Leistungen kaum eine andere mit ihr konkurrieren kann.“  
Evangel. Kirchenblatt f. Schlesien 1901, 51.

„Der Kirchenchor“ f. d. Kgr. Sachsen (1900, Nr. 5) schreibt: „Diese Monatschrift sollte allen Geistlichen und Kantoren von amtswegen gehalten werden. Die beigegebenen Musikstücke sind durchweg gediegen und eignen sich in hervorragender Weise für Ausführung in unseren Gottesdiensten.“

Da der diesjährige deutsche Kirchengesangstag auf westfälischem Boden tagt, heben wir hier aus der Fülle der Empfehlungen die folgenden heraus:

Beschluß 126 der 22. Westfälischen Provinzialsynode:

„Provinzialsynode empfiehlt den Presbyterien, für die Organisten bezw. Kantoren und Kirchenchorleiter auf Kosten der Gemeinde eine kirchenmusikalische Zeitschrift zu halten und sie empfiehlt als solche u. A. die Monatschrift f. G. u. k. A. zu halten.

Kgl. Konsistorium für die Rheinprovinz, Verfügung vom 18. Mai 1897:

„Diese Schrift, die als vornehmstes Ziel die Stärkung des Sinnes für gottesdienstliches Leben in den Gemeinden anstrebt, kann wegen ihres reichen und gediegenen Inhalts insbesondere zur Beschaffung für die Synodal-Lesezirkel und für die Kirchengesangsvereine bestens empfohlen werden.“

Das „Ev. Gemeindebl. für Rheinl. u. Westfalen“ v. 19. Dezember 1900 schreibt: „Es ist dringend zu wünschen, daß jeder Pfarrer, Organist und Leiter einer Gesangsgruppe aus dieser Monatschrift Belehrung und Rat schöpfe.“

Das Kgl. Konsistorium zu Wiesbaden hat durch Verfügung vom 22. April 1897 die Monatschrift f. G. u. k. A. empfohlen.

3=40. 268

„Der Evangelische Kirchenchor“, das weitverbreitete Organ des Schweizerischen Kirchengesangsbundes, schreibt in seiner Januar-Nummer:

„Der 7. Jahrgang der Monatschr. f. G. u. k. A. verspricht ein ganz besonders reichhaltiger zu werden. Wir freuen uns vor allem auf folgende Artikel: „Das gemeinsame Gebet im Gottesdienst“ von Braumann; „Die Reformbedürftigkeit der evangelischen Taufliturgie“ von Günther; „Mehr Gesang im Gottesdienst“ von Haarbeck; „Über kirchliche Abendmahlsfeiern“ von Hering; „Die Predigt im evangelischen Gottesdienst“ von Smend; „Die Pfingsthatsache und der Pfingstgottesdienst“ von Spitta; „Über Organistenkurse“ von Piutti; „Soli für Kirchenkonzerte“ von Richter u. s. w. Wir möchten die prächtige Zeitschrift gerne in den Händen aller unserer Chordirigenten, Pfarrer und Lehrer und überhaupt vieler gebildeter Mitglieder unserer Kirchenchöre sehen. Wir können nicht genug wiederholen, wie viel Anregung und Belehrung, Aufklärung und Ermunterung wir aus dieser Monatschrift schon geschöpft haben.“

Der Sonntagsbote des Evangel. Bundes 1899, 19 schreibt: „Wir wären weiter in unserm gottesdienstlichen Leben, wenn diese Monatschrift, wie sie es verdiente, von den Kirchenvorständen allgemeiner beachtet, gehalten und studiert würde. Den Preis von 6 Mk. jährlich könnte man den leistungsfähigen Kirchenfassen wohl zumuten. Den Nutzen würde die Gemeinde an sich selber spüren.“

Das „Neue sächsische Kirchenblatt“ 1902, Nr. 3 widmet unsrer Monatschrift einen längeren Artikel, welcher ebenfalls ihre „Sülle von neuen Anregungen“ hervorhebt und hinzufügt, daß diese „bei weitem nicht bloß für städtische Verhältnisse, nein gerade auch für das platte Land sehr heilsam zu lesen und zu beachten“ seien . . . „Wenn un're Kirchenvorstände und Kirchenchöre für die Lektüre der Monatschrift sich erwärmen könnten, so würden ihnen auf manchen Gebieten die Augen aufgehen.“

„Mancherlei Gaben und ein Geist“ schreiben: „Vor uns liegt Nr. 1 bis 10 des laufenden V. Jahrgangs. In dieser Zeitschrift ist Leben, Gehalt, Geist, Freiheit und Wärme. Neben der Geschichte und der Theorie kommt die Praxis zu ihrem Recht, und die Behandlung ist überall interessant. Die Zeitschrift erfreut sich zahlreicher Mitarbeiter und Korrespondenten, darunter hervorragender Fachleute, aber auch Stimmen aus Laienkreisen, aus dem Publikum kommen bereitwillig zu Gehör. Beobachtungen auf Reisen und Schilderungen aus außerdeutschen Gegenden werden mitgeteilt und dienen in erwünschter Weise zur Erweiterung des liturgischen Horizonts. Historischen und archivalischen Arbeiten, die ja gerade für die Liturgik so wichtig sind, wird weiter Raum gegönnt. In prinzipiellen und praktischen Fragen (über die Form des Gottesdienstes, über die Anforderungen an den evangel. Kirchenbau über die Kriterien kirchlicher Kunst in Ton und Farbe) wird den entgegengesetztesten Standpunkten das Wort gelassen. Schöne Abbildungen und herrliche Musikbeigaben erfreuen Auge und Ohr. Wir möchten, daß jede Pfarrfrau ihrem Mann eine Abonnementsquittung dieser Monatschrift auf den Weihnachtstisch legte. Sie würde reichen Dank ernten und sich selbst an vielen Aufsätzen der Zeitschrift erfreuen.

**Probe-Nummer kostenfrei.**

Preis des Jahrganges (12 Nrn. von je ca. 32 S. Leg. 8° mit Abbildungen und Musikbeigaben) 6 Mk.

Göttingen.

Vandenhoeck & Ruprecht.

EESTI RAHVUSRAAMATUKOGU



1 0100 00288273 2